

Erziehungsurlaub und Arbeitsplatzgarantie auf die Entscheidungen der Mütter positiv aus. Mehr Flexibilität in den Öffnungszeiten der Kindergärten wären in diesem Feld notwendig. Anders verhält es sich bei der Scheidung der Eltern (253), die besonders bei Einkindfamilien auftritt. Fest steht, „daß die elterliche Scheidungsneigung durch die Geburt jedes Kindes reduziert wird“ (267). Hieraus läßt sich schließen, daß Geschwisterlosigkeit auch die Neigung zur Scheidung der Eltern fördert.

Bei der „regionalen Differenzierung der Lebensbedingungen von Kindern“ (267 ff.) kommt

die multivariante Analyse zu dem Ergebnis, daß wohl nicht die Religion als solche, aber der jeweilige religiös-konfessionelle Kontext des umgebenden Milieus für die Bildungsgeschichte von Kindern auch heute noch von Bedeutung ist. Solche Differenzierungen regionaler Milieus werden vermutlich durch die jeweilige Bildungspolitik gefördert. Ein erneutes Beispiel für die Problematik von Stabilität und Wandel. Insgesamt ein anregender Band für einen jeden, der sich um die Zukunft von Familie und Kindern in unserer Gesellschaft sorgt.

Roman Bleistein SJ

Theologie

LEINSLE, Ulrich G.: *Einführung in die scholastische Theologie*. Paderborn: Schöningh 1995. 353 S. (UTB für Wissenschaft. 1865.) Kart. 32,80.

Die Beschäftigung mit scholastischer Theologie gehört seit dem letzten Konzil nicht unbedingt zu den populärsten Unternehmungen an theologischen Fakultäten in Deutschland und anderswo. Dies hat eine Fülle von Gründen, nicht zuletzt die jahrzehntelange Beherrschung der Theologie durch einen engen Neothomismus. So verständlich diese Entwicklung sein mag, so bedauerlich ist doch das Erlahmen des Interesses an Scholastik insgesamt. Dabei sind gerade in den letzten dreißig Jahren eine Fülle neuer kritischer Editionen mittelalterlicher Theologen erschienen, die der Aufarbeitung und Aneignung noch harren.

Der Regensburger Kirchengeschichtler Leinsle hat mit dem vorliegenden Band eine vorzügliche Einleitung in dieses Gebiet geliefert, die sowohl gut lesbar ist als sich auch auf dem neuesten Stand der Forschung bewegt. Leinsle steht Definitionsversuchen von „Scholastik“ und „scholastischer Methode“ skeptisch gegenüber und nähert sich der Materie statt dessen über ihre historische Entstehung, mit interessanten Ausführungen zum konkreten Lehrbetrieb, zum Bibelstudium, Sentenzensammlungen etc. Begrüßenswert ist auch, daß nicht nur die sogenannten großen Figuren abgehandelt werden wie Anselm, Abälard, Thomas von Aquin und Duns Scotus, sondern auch „kleinere“ Autoren wie Wilhelm de la Mare, Heinrich von Gent und Ägidius

Romanus. Dies führt zu einer lebendigeren Darstellung, die außerdem die eingefahrenen Wertungen traditioneller Theologiegeschichtsschreibung vermeidet. Die Abkehr von abgestandenen Schemata zeigt sich auch an der Behandlung der Spätscholastik, die in ihrer Eigenständigkeit und Innovationskraft gewürdigt wird: es „ergibt sich das Bild eines theologischen Aufbruchs, der mit den Vorstellungen einer dekadenten ‚Spätscholastik‘ nicht zu vereinen ist“ (171).

Eine Besonderheit dieser Einführung ist, daß sie nicht mit Gabriel Biel als gewissermaßen letztem mittelalterlichen Scholastiker endet, sondern auch die Scholastik der Reformation und der frühen Neuzeit einbezieht, womit die doch in vielem künstliche Epocheneinteilung Mittelalter–Renaissance oder Mittelalter–Neuzeit relativiert wird. Gerade in dem sehr informativen Kapitel über die Neuzeit wird der Leser mit vielen Namen konfrontiert, die ihm gar nicht geläufig sein dürften. Besonders ausführlich wird der notorische Gnadenstreit (zwischen dem Dominikaner Báñez und dem Jesuiten Molina und ihren Anhängern) dargestellt und seine Bedeutung für die neuzeitliche Freiheitskonzeption. Leinsle weist darauf hin, daß es sich nicht nur um sektiererische Schulstreitigkeiten handelte, sondern auch um interkonfessionell bedeutsame Unterschiede, wobei sich die calvinistische Orthodoxie der thomistischen und die lutherische der molinistischen Position anschloß (eine Bewertung, die manchen Thomisten nicht beglücken wird, aber der Sache nach wohl berechtigt ist). Daß Fußnoten unter-

haltsam sein können, beweist die Information, daß die päpstliche Entscheidung, den Molinismus zu dulden, von den Jesuiten in Salamanca mit einem Stierkampf gefeiert wurde (307, A. 187).

Leider enthält der Band keine Bibliographie, sondern nur eine Liste weiterführender Literatur in Auswahl. Alles in allem ist er jedoch sowohl eine balancierte Einführung als auch eine wahre Fundgrube scholastischer Theologie und zeigt, daß sich die Beschäftigung mit ihr, wenn auch gerade in theologischen Zirkeln nicht en vogue, nach wie vor lohnt. *Richard Schniertshauer SJ*

WERBICK, Jürgen: *Kirche*. Ein ekklesiologischer Entwurf für Studium und Praxis. Freiburg: Herder 1994. 440 S. Kart. 78,-.

Der Münsteraner Dogmatiker bleibt auch in seiner großangelegten Ekklesiologie der originellen Methode treu, die er bereits in der Gotteslehre und in der Soteriologie angewandt hat: Er öffnet den Zugang zum theologischen Gehalt von Kirche über die Bilder und Metaphern, die die biblische und kirchliche Tradition mit dem Wort Kirche verbindet (z.B. Volk, Stadt, Haus, Bürgerschaft Gottes, Tempel des Hl. Geistes, Leib Christi, Braut, Mutter, Arche, Gemeinschaft der Heiligen usw.). Mit diesem Ansatz verbinden sich folgende Grundintentionen, die sich wie ein roter Faden durch das überaus informationsreiche Werk ziehen:

1. Gegenüber einer zu sehr systematisierenden (und damit vielleicht auch harmonisierenden) Ekklesiologie möchte Werbick die unaufhebbarren Spannungen im theologischen Verständnis von Kirche aushalten und durch die Sprache der Bilder auch ausdrücklich bewußt halten. Und zwar jene Spannungen, die in der einen Grundspannung wurzeln: daß nämlich die Kirche dazu berufen ist, die „Unsichtbarkeit“ Gottes und seine „Unansehnlichkeit“ im gekreuzigten Jesus Christus sichtbar werden zu lassen; und dies gerade in dem unansehnlichen „Medium“ einer sündigen, sich der „Geistleidenschaft Gottes“ ständig widersetzenden Gemeinschaft.

2. Durch die Konfrontation der realen Gestalt der Kirche mit ihrem sich in den Bildern aussprechenden Selbstverständnis zeigen sich diese Spannungen zugleich als tiefe „Zwiespältigkeit“. Denn all diese Bilder wurden und werden in der

Geschichte immer auch zur ideologischen Selbstrechtfertigung der Kirche, zur triumphalistischen „Selbststilisierung“ (42) gerade ihrer institutionellen und hierarchischen Strukturen mißbraucht. Der ideologiekritische Blick des Verfassers auf die reale Funktion der Kirchenbilder und ihren geschichtlichen Wandel unterscheidet diesen Ansatz zutiefst von einer abgehobenen, sich einfach mit der Auslegung der Symbolsprache begnügenden Kirchenästhetik.

3. Da die sakramentalen Selbstvollzüge der Kirche der hervorgehobene Ort des sichtbaren Heilshandelns Gottes im Raum der Kirche sind, verbindet Werbick in diesem Entwurf „ekkesiale und sakramentale Metaphorik“ miteinander. Das heißt, er integriert in seiner Ekklesiologie zugleich ausdrücklich auch eine Sakramententheologie. Gerade in diesem Aufweis der geschichtlich bedingten wechselseitigen Beeinflussung von Kirchenbild und Sakramententheologie bzw. -praxis sehe ich eine der historischen und systematischen Hauptstärken dieses Buchs.

So sehr es Werbick gelingt, die Last der konkreten Kirche theologisch wie existentiell tragbar zu machen, so sehr bekommen für mein Empfinden die negativen Seiten der Kirche, also die ideologischen Pervertierungen der Bilder (zumal in unserer Gegenwart) ein zu starkes Gewicht. Dieses Kirchenbuch bezeugt primär eine „Hoffnung gegen allen Augenschein“, ein Vertrauen darauf, daß Gott dennoch in und durch diese zwiespältige Kirche heilend am Werk ist.

Medard Kehl SJ

Das Eugen-Biser-Lesebuch. Hg. v. Erwin MÖDE. Köln: Styria 1996. 272 S. Lw. 49,-.

Eine Retrospektive auf das kaum mehr überschaubare literarische Werk Eugen Bisers hat schon allein wegen seiner Unabgeschlossenheit den Charakter der Vorläufigkeit und des „ersten Blicks“ im Sinn einer Gesamtschau. Indessen gestaltet sich sein Werk immer schon aus seiner Mitte, und die bildet kein anderer als Jesus: der „Helfer“, der „Freund“, der „inwendige Lehrer“.

Es ist das Verdienst Erwin Mödes, einen solchen „ersten Blick“ auf Eugen Biser einem breiteren Publikum zu ermöglichen. Die Textauswahl hat er nach den Brennpunkten der Inhalte vor allem der späteren Publikationen Bisers zu-